

Nr. 203. Bromberg, den 6. September 1932.

Verrat an Woltmann.

Von G. Panstingl.

(14. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

XVII.

Feodor Wernoff in Amsterdam.

„Paspoort — Visitatie in de rooksalon, Dames en Heeren!"

„Paßkontrolle im Rauchsalon!"

Die weißgekleideten Stewards eilten durch die Säle und entlang des Decks und wiederholten den Ruf in allen möglichen Sprachen.

Die „Prinses Juliana" war aus der Ymuidener Schleuse ausgefahren und dampfte langsam durch den schmalen Nordseekanal auf Amsterdam zu.

Ganz am vordersten Ende des Schiffes saß ein Mann und sah aus kalten, harten Augen auf die Fläche der holländischen Landschaft. Er mochte etwa in der zweiten Hälfte der dreißiger Jahre stehen. Sein dunkles Haar war schütter und mit lichtgrauen Fäden durchzogen — besonders an den Schläfen. Die Gesichtszüge waren wenig beweglich. Scharfe Linien und Furchen zogen sich um die Mundwinkel und um die Augen, die unter buschigen Augenbrauen leuchteten. Von der linken Wange quer über die Nase zur Stirn zog sich eine Narbe. Völlig gegen die Mode trug er einen kurzgestutzten Vollbart. Auch der war von lichten Fäden durchzogen. Der Mund war hart und geringschätzend.

Das ganze Gesicht war eine Maske. Was ging hinter diesen Augen vor, in denen eine Welt von Verachtung und durchlittenem Schmerz lag?

Gar mancher, dessen Blick zufällig auf den Mann fiel, dachte sich im stillen:

„Den möchte ich nicht zum Feind haben. Aber auch nicht zum Freund!"

Eben huschte ein Steward an dem Einsamen vorbei.

„Herr Wernoff, die Paßkontrolle findet jetzt sofort im Rauchsalon statt."

„Danke!"

Langsam schlenderte der Angeredete hinüber zum Rauchsalon.

Am langen Tisch dort saßen drei Beamte der holländischen Polizei.

Auf einer Seite waren die Passagiere aufgereiht und rückten schrittweise vor. Die Polizeikommissare hatten die Schiffsliste vor sich liegen und machten hinter jeden Namen, der erledigt war, ein Häkchen.

Die Kontrolle beschränkte sich auf einige wenige Fragen und Vergleichung der Paßphotographie. Wernoff dachte bei sich, daß es eigentlich doch interessant sei, wie viel Sprachen diese Leute verstanden. Die Aussprache war wohl nicht völlig zimmerrein, aber sie beherrschten den Satzbau im Französischen, Englischen und Deutschen gleich gut.

Endlich kam er an die Reihe. Der Polizeikommissar nahm seinen Paß zur Hand.

„Ich verstehe leider nicht Russisch," sagte er lächelnd. „Welcher Sprache soll ich mich bedienen?"

„Das überlasse ich völlig Ihrem Gutdünken."

„Also dann sprechen wir Deutsch!"

„Bitte sehr!" klang es kühl verbindlich zurück.

„Ihr Name ist . . .?"

„Feodor Wernoff."

„Geboren?"

„Am 16. Oktober 1881 auf dem Landgut Wosnjessenski bei Kasan."

„Ihr Beruf?"

Wernoff zuckte die Achseln.

„Sie sind aus Ihrem Vaterland infolge der neuen Staatsordnung geflüchtet?"

Wernoff nickte.

„Sie hatten aber doch sicher früher irgendeinen Beruf?"

„Ich verwaltete das Familienvermögen und unser Landgut. Wir waren an verschiedenen Unternehmungen beteiligt. Vor allem an einer Bank in Kasan. Wenn Sie wollen, können Sie meinen Beruf als Bankier eintragen."

„Ob Sie Bolschewik sind, brauche ich Sie wohl nicht zu fragen! Aber eine diskrete Frage muß ich Ihnen noch vorlegen. Sind sie im Besitz genügender Mittel, um wenigstens eine gewisse Zeit hindurch Ihren Lebensunterhalt hier decken zu können? Ihre Reise in der ersten Klasse beweist dies ja eigentlich, aber wir haben gewisse Vorschriften . . ."

„Ich verstehe."

Wernoff griff mit der Rechten in eine Innentasche seiner Weste. Eine große, gelblederne Brieftasche kam zum Vorschein. Er legte sie auf den Tisch. Dann holte er ein dickes Päckchen Banknoten heraus. Es waren alles hohe Werte. Hundert-Pfundnoten, Tausend-Dollarscheine, Tausend-Yenscheine und ein paar holländische Tausend-Guldennoten. Zusammen war es ein nicht unbeträchtliches Vermögen.

Der Polizeikommissar lachte.

„Das dürfte für den Anfang genügen. Ich danke, Herr Wernoff."

*

Der Portier des „Hotel Europe" war ein Menschenkenner. Der Mann, der da aus dem Auto stieg, war der Mühe wert. Also kam er diensteifrig einen Schritt näher und zog die Kappe.

„Wollen Sie gefälligst den Chauffeur ablohnen," klang es auf französisch.

„Gewiß mein Herr, sofort."

Wernoff nahm einen Salon und ein Schlafzimmer, ohne nach dem Tagespreis zu fragen. Der Portier stellte mit Vergnügen fest, daß er sich nicht getäuscht hatte.

Am nächsten Tag bestellte der Russe ein Auto.

Der Hotelportier verstand sein Fach und klingelte eine der ersten Mietgaragen der Stadt an. In wenigen Minuten erschien ein großer, eleganter Wagen mit einem livrierten Lenker.

„Welche Sprache verstehen Sie außer Holländisch?"

„Ich verstehe ziemlich gut Deutsch, etwas Englisch und Französisch," sagte der Chauffeur.

„Gut, fahren Sie mich zuerst einmal durch die Hauptstraßen der Stadt," sagte Wernoff.

Am Damrak rief er ins Sprachrohr:

„Halten Sie hier!"

Im nächsten Augenblick stand er in einem Schreibmaschinengeschäft. Höflich grüßend trat der Angestellte näher.

Wernoff zeigte auf eine Schreibmaschine von bekannt hoher Qualität.

„Ist dies das neueste Modell?"

„Jawohl mein Herr!"

„Senden Sie zwei Stück davon ins ‚Hotel Europe'! Auf diesen Namen."

Und er gab dem verblüfften Mann eine Visitenkarte.

„Wieviel kosten die Maschinen?"

Der Mann nannte den Preis.

Wernoff zog eine Tausend-Guldennote heraus, nahm den Rest und die Quittung und ging.

„Solche Kunden möchte ich jeden Tag haben," dachte der Verkäufer im stillen.

Beinahe noch kürzer ging es im nächsten Laden. Zuerst besah Wernoff durch die großen Spiegelscheiben die Kraftwagen, die darin ausgestellt waren. Sie kamen von einer berühmten, englischen Fabrik, die als Reklamespruch die Worte „Der beste Wagen der Welt" gewählt hatte. Die Preise, welche sie forderte, waren aber auch danach.

Nach kurzer Musterung von außen trat Wernoff ein. Würdevoll trat ihm der tadellos gekleidete Geschäftsführer entgegen.

Wernoff schritt an ihm vorbei und blieb vor einem großen, geschlossenen Wagen mit Innenlenkung stehen.

„Was kostet dieser Wagen?"

Der Geschäftsführer nannte etwas von oben herab den enormen Preis.

„Ist er eingefahren und fahrtbereit?"

„Jawohl."

„Liefern Sie ihn um zwei Uhr mittags beim „Hotel Europe" ab. Auf diesen Namen!"

Wieder kam eine Visitenkarte zum Vorschein.

Der Geschäftsführer war später ungemein stolz darauf, daß er damals Geistesgegenwart genug aufbrachte, um zu fragen:

„Mit oder ohne Chauffeur, Herr Wernoff?"

„Einen Augenblick."

Wernoff ging zur Tür und winkte den Lenker seines Wagens herein.

„Ich habe dieses Auto gekauft. Können Sie mit der Marke umgehen?"

„Ich habe bei Baron Schimmelpoort drei Jahre lang so einen Wagen gefahren."

„Wollen Sie in meine Dienste treten?"

Ohne Pause — wie ein Schlag — kam die Antwort:

„Jawohl, mein Herr!"

„Also ohne Chauffeur," wandte Wernoff sich an den Verkäufer und ging hinaus.

Das war das Tempo Wernoffs. Atemraubend! Und dabei wußte der Mann genau, was er wollte, und sprach kein Wort zu viel oder zu wenig.

Am selben Tag fuhr er noch zur Diamantschleiferei Asscher, dann zur Amsterdamschen Bank, dann zu einer Auskunftei, dann auf die Börse und auf das russische Generalkonsulat.

Am Abend gab Wernoff dem Chauffeur fünfzig Gulden.

„Stellen Sie den Wagen heute nacht in eine Garage ein, und kommen Sie morgen pünktlich um neun Uhr."

Der Chauffeur grüßte und fuhr weg. Sein neuer Herr hatte ihn nicht einmal nach seinem Namen gefragt.

Wernoff ließ sich die Mahlzeiten auf sein Zimmer bringen.

Am nächsten Tag hatte der Portier viel Arbeit mit Wernoff. Erst kamen ein paar junge Damen, die nach ihm fragten. Der Portier verzog das Gesicht. Holland liebte solche Dinge nicht. Aber dann stellte sich heraus, daß sie wegen einer Stelle als Privatsekretärin kamen. Eine davon kam glückstrahlend herunter, so daß der Portier sich nicht enthalten konnte, zu fragen:

„Angestellt, Fräulein?"

„Ja, mit dreihundert Gulden im Monat! Aber ich kann auch vier Sprachen perfekt!" fügte sie stolz hinzu.

Gleich darauf nahm Wernoff noch einen Sekretär auf, einen Deutschrussen mit vollendeten Manieren, der ebenfalls sehr sprachenkundig war. Dann fuhr er in seinem Auto weg.

Am Mittag kam er ins Hotel zurück.

„Wenn der russische Generalkonsul und Bankdirektor Verstraaten kommen, führen Sie die Herren zu mir hinauf. Gedeck für drei!"

Am Abend des gleichen Tages verlangte er zur großen Betrübnis des Portiers seine Rechnung für den nächsten Morgen.

„Er hat ein Haus in der Vondelstraße gekauft," teilte der Chauffeur dem Portier im Vertrauen mit.

Mit Betrübnis sah dieser den vornehmen Gast verschwinden. Das fürstliche Trinkgeld, das er vorsichtig in seiner linken Hand hielt, linderte aber den Abschiedsschmerz.

Wernoff stürzte sich in die Arbeit. In wenigen Tagen schwamm er mit kräftigen und sicheren Stößen in dem Strudel der damals kochenden und brausenden Börsenfluten Amsterdams. Zwar kannte er Holland noch nicht, aber doch hatte er selbst vor den geschäftstüchtigen und geriebenen internationalen Holländern manches voraus. Vor allem hatte er in Rußland schon einen Währungssturz mitgemacht. Er kannte den Rummel und wußte, daß eine stürzende Währung nur mit Riesenopfern zu halten war. Woher sollten Deutschland und Österreich die Werte für solche Opfer nehmen?

Und dann — er war ein harter und idealloser Mann, und seinem Denken entsprach die Spekulation auf das Fallen eines Wertes mehr denn die Hoffnung auf Besserung. Er warf sich auf die Valuten der Mittelmächte.

Er spielte mit Summen, über die man im Palast, den der berühmte Berlage für die Amsterdamer Börsenleute gebaut hatte, besorgt die Köpfe schüttelte. Einmal wurde er sogar eingeklemmt. Die deutsche Mark stand auf fünf holländische Cents. Plötzlich begann sie jäh zu steigen. Als sie auf achteinhalb stand, warf Wernoff zehn Millionen Mark auf den Markt.

Am nächsten Morgen stand die Mark auf zehn Cents. Sein Bankier telephonierte um weitere Deckung. In einer Viertelstunde war Wernoff bei ihm, legte 450 000 Gulden und ein Rehledersäckchen mit fünfundzwanzig Diamanten vom reinsten Wasser auf den Tisch. Der kleinste wog dreieinhalb Karat, einige von sechs und sieben Karat waren darunter, und der größte, ein herrlicher Stein vom ersten Blauweiß, wog achtzehn Karat.

Der Bankdirektor ließ sofort einen Schätzmeister kommen, der, obwohl er ein abgehärteter Kenner seines Faches war, in helle Bewunderung ausbrach.

Die Bank nahm die Steine in Verwahrung, und Wernoff warf sofort weitere zwanzig Millionen Mark zu zehn Cents auf den Markt.

Vier Tage später stand sie wieder auf fünf Cent. Wernoff holte seine Diamanten zurück, und die Bank schrieb ihm beinahe volle 1 350 000 Gulden gut.

Daraufhin spielte er nicht mehr; er fiel die Börse an mit der verbissenen Wut eines Rasenden. Die Währungen der Mittelmächte fielen manchmal unvermittelt um einen Punkt. Wernoff hatte wieder fünfzig bis hundert Millionen Mark oder Kronen auf den Markt geworfen.

Dabei spielte er ganz leidenschaftslos. Der Mann war den anderen Börsianern ein Rätsel.

Er blieb stets der gleiche, ob er Riesensummen gewann, oder, was ja auch manchmal vorkam, eine halbe oder eine ganze Million verlor.

In seinem Gesicht verzog sich nichts. Gleichgültig bezahlte er oder strich er ein. Pünktlich nach Börsenschluß bestieg er sein Auto und fuhr nach Haus. Dort nahm er ein spärliches Abendmahl, außer wenn er einmal Gäste hatte, was sehr selten vorkam. Aber dann waren es Finanzgrößen aus der ganzen Welt, manchmal auch der eine oder andere bedeutende Politiker. Dann ließ er vom Haus Couturier, jener berühmtesten aller Amsterdamer Gaststätten, eine fürstliche Mahlzeit kommen.

Gewöhnlich aber arbeitete er am Abend.

Selten — ganz selten hörte Jan, sein Kraftwagenlenker und Kammerdiener, oben die klagenden Töne einer Geige klingen. Dann spielte Wernoff. Sachte und wehmütige Melodien, die Jan nicht kannte. Manchmal rissen sie plötzlich mit einem Mißton ab.

Außer dem Schreibmaschinenfräulein kam kein weibliches Wesen ins Haus. Jan machte alle Arbeit. Einmal sagte Wernoff zu ihm:

„Sie werden heute mit der Hausarbeit nicht fertig, wenn Sie mit mir fahren. Zeigen Sie mir, wie der Wagen geschaltet wird. Ich fahre selbst."

Jan machte ein verblüfftes Gesicht und gehorchte. Dabei erlaubte er sich die Frage:

„Haben Sie schon einen Führerschein, Herr Wernoff?"

„Natürlich!"

In der Kürze der Antwort lag die Zurechtweisung.

Ob Wernoff gut lenken konnte, wußte Jan nicht. Nach der Heimkehr untersuchte er den Wagen und stellte fest, daß alles in der besten Ordnung war. Die Kotflügel zeigten keine Abschürfungen, die Schaltung ging so lautlos wie früher, die Bremsen zogen ebenfalls gleich gut, ja sogar die Handbremsen hatte Wernoff angezogen, als er vor seinem Hause hielt.

(Fortsetzung folgt.)

Hilfreiche Träume.

Der Traum löst wirtschaftliche Probleme.
Von Otto Hennics.

Allgemeine Heiterkeit hat in Amerika jüngst die Geschichte von der biederen Köchin erregt, die durch einen Traum vor einer Hyäne gewarnt wurde und denn auch demgemäß handelte. Sie konnte sich dadurch ihre Ersparnisse in Höhe von 8500 Mark retten. Die junge Dame, eine Irin, hatte nämlich für drei Monate Heimaturlaub bekommen, was die Herrschaft dazu benutzte, das Zimmer des guten Mädchens aufs beste erneuern zu lassen mit dem Erfolge, daß die in ihren Dienst Zurückkehrende in ein Schmerzensgeheul ausbrach, weil man nämlich ihre Matratze an einen Trödler verschachert hatte. Darin waren nun alle Ersparnisse der Braven, nicht weniger als 8500 Mark, kunstvoll eingenäht gewesen. Zur Freude sämtlicher Beteiligten konnte die Matratze einschließlich des kostbaren Inhaltes zwar gerettet werden. Doch dann ereignete sich das Mißgeschick, daß die Bank, zu der die Irin ihren Schatz getragen hatte, in Konkurs geriet. Der Arbeitgeber der Köchin, der ihr zu dieser Art der Kapitalanlage geraten hatte, war untröstlich und wollte den Schaden ersetzen. Da aber erklärte zur allgemeinen Überraschung die verschmitzte Irin, sie habe gleich nach der Einzahlung des Geldes einen Traum gehabt, in dem sie von einer Hyäne verfolgt wurde. Worauf sie ins Traumbuch nachsah und fand, daß unter einer Hyäne ein Schwindelbankier zu verstehen sei. Darauf hätte sie sich beeilt, das Geld wieder zu holen und aufs neue der Matratze einzuverleiben. Und da liege es jetzt noch.

Diese Begebenheit erinnert an die Tatsache, daß es eine Reihe verbürgter Fälle gibt, in denen sich Träume nicht nur als vorteilbringend erwiesen, sondern daß sogar berühmte Männer auf diese Weise in ihrem Schaffen gefördert worden sind. So ist wohl ziemlich allgemein bekannt, daß der große deutsche Chemiker Kekulé von Stradonitz in einem Traum den Bau des Benzolmoleküls, den Benzolring, sah und auf diese Weise die Lösung eines Problems fand, über das er bis dahin vergeblich gegrübelt hatte. Im Opiumrausch, also ebenfalls in einem traumähnlichen Zustande, ist dem bekannten englischen Dichter Coleridge sein erfolgreichstes Poem geglückt.

Daß ein Traum den Sucher ans Ziel bringt, hat sich nachgewiesenermaßen schon oft ereignet. So erzählt der berühmte deutsche Geschichtsforscher Leopold von Ranke, daß er einst vergeblich nach dem Titel einer mittelalterlichen Chronik gefahndet und er bereits viele Bibliographen und Bücherverzeichnisse durchstöbert hatte, als ihm plötzlich die gesuchte Überschrift eines Tages im Traume einfiel. Etwas Ähnliches widerfuhr dem Sohne des größten italienischen Dichters Dante Alighieri. Pietro hatte eine Zeitlang den literarischen Nachlaß seines Vaters zu verwalten. Da vermißte er eines Tages die Urschrift eines Teils des „Paradiso". Umfangreiche Nachforschungen setzten ein. Eine Weile ohne Erfolg. Da erschien der tote Dichter eines Nachts im Traum seinem Sohne und teilte ihm mit, die Handschrift befinde sich in einer Tischlade der Gartenlaube. Als man dem Fingerzeig nachging, kam das gesuchte Manuskript tatsächlich an dem angegebenen Orte zum Vorschein.

Mark Aurel, dem Philosophen auf dem römischen Kaiserthrone, verdanken wir Berichte über eine Anzahl seltsamer, von ihm selbst erlebter Träume. Einer von diesen verschaffte ihm ein Mittel gegen den — Husten. In dem eigentlich wenig kaiserlichen Traum trat ein orientalischer Arzt vor Mark Aurel und gab ihm ein Rezept gegen das Leiden, das den Cäsar schon seit langem gequält hatte. Der also Beratene setzte sich nach seinem Erwachen mit seinem Leibarzt in Verbindung, der auf das entschiedenste widerriet. Aber der Kaiser folgte dennoch der Weisung der Traumerscheinung und wurde denn auch bald von dem Husten befreit.

Eine der fesselndsten Traumgeschichten ist wohl die von dem Römer Valerius Maximus erzählte. Dessen Freund Uterius sah sich während des Schlafes in den Zirkus zu Syrakus versetzt. Er saß dort in der ersten Zuschauerreihe und wurde im Verlaufe der Gladiatorenspiele von einem der Kämpfenden durchbohrt. Uterius dachte nicht daran, der Warnung dieses Traumes zu folgen. Aber ein tödlicher Schrecken überfiel ihn, als er eines Tages im Amphitheater zu Syrakus einen Gladiator erblickte, der dem im Traum erschienenen Mörder außerordentlich ähnlich sah. Uterius saß in der ersten Zuschauerreihe. Der Kampf in der Arena wurde sehr hitzig. Mehr und mehr näherten sich die Gladiatoren dem Platze des Uterius. Der dachte an den fürchterlichen Traum und wollte, von Todesangst geschüttelt, sich erheben, um das Weite zu suchen. Aber da war es schon zu spät. Der Gladiator, den Uterius im Traum gesehen hatte, warf die Lanze, um den weichenden Gegner zu durchbohren, traf aber statt dessen den Zuschauer. 24 Stunden danach war Uterius der schweren Verletzung erlegen. Von einem ähnlichen Warntraum erzählt der Komponist des Deutschlandliedes, Joseph Haydn, in seinen Aufzeichnungen. Ein Prediger versank während eines Konzertes, das auch ein Andante des Meisters zu Gehör brachte, in tiefe Schwermut. Man fragte den Geistlichen, was ihm fehle. Da berichtete er, er habe die Melodie nachts zuvor gehört, und zwar an seinem eigenen Grabe. Man schüttelte den Kopf. Aber der Prediger starb merkwürdigerweise bereits einen Tag später. An seinem Grabe wurde die Haydn-Komposition gespielt.

Bisweilen geht der Traumgott seltsam verschlungene Pfade, wenn er einem seiner Lieblinge wohlwill. Der Forscher A. J. J. Ratcliffe erzählt von einem Kassierer in Glasgow. Der träumte eines Nachts, er sei gerade mit einer Eintragung ins Hauptbuch beschäftigt, als plötzlich maskierte Räuber eindrangen und ihn mit vorgehaltener Pistole zwangen, ihnen Geld aus der Kasse zu geben. Infolge dieses Zwischenfalls unterblieb begreiflicherweise die Eintragung ins Hauptbuch, an der die Verbrecher den Beamten gehindert hatten. Aber als der Kassierer nun erwachte und sich des aufregenden Traumes erinnerte, nahm er dieses Erlebnis doch zum Anlaß, das Hauptbuch einer eingehenden Prüfung zu unterziehen; er konnte tatsächlich das Fehlen einer Buchung feststellen, es handelte sich um einen namhaften Betrag. So wurde der Kassierer durch den Raubüberfall, den er nur im Traum erlebt hatte, vor schwerem Schaden bewahrt.

Unter den Hirolayas.

Exotische Skizze von **Bernhard Schroeder-Wiborg.**

Auf einem Stromwasser, das sich richtungslos tastend durch südamerikanische Tropenwildnis windet, erscheint ein Mensch in lächerlich kleiner Baumschale unwirklich — ein verwegener Gedanke. Die gleichmäßigen Ruderbewegungen des Wanderjägers jedoch sind Leben. Plötzliches Brechen in den überhängenden Zweigen freilich läßt ihn erstarren. Eine mumienartige Gestalt fällt durch die Luft und — hinter ihm im Boot winkelt sich ein alter, eintrocknender roter Mann. Dieser nickt nur und bleibt den ganzen Tag stumm. Am Abend hantieren die beiden schweigend im Flackerlicht des Lagerfeuers. „Bitte, Herr!" Die ersten Worte des Indios. Heiter überrascht greift der Jäger nach dem dargebotenen Teelutscher, der die Friedenspfeife bedeutet. Und nun beginnt sein aus dem Baume gekommener Begleiter zu erzählen:

Einst entlief er neugierig seinem Stamm, um als Gaucho auf einer Hacienda zu leben. Sein Patron hatte mit noch zwei Brüdern den väterlichen Besitz geerbt. Er ließ beide umbringen und wurde alleiniger Herr eines Riesenlandes. Dreiundsechzig Kinder, darunter viele halbwilde, laufen von diesem Gewaltmenschen in dessen Buschreich herum. Der alte Indio ist geflohen und will bei seinem Stamm den Tod erleben. Er zeigt in die Nacht auf bläuliche Berge, die ein magisch flimmernder, flacher Hut bedeckt — Nebel? Der rote Mann erzählt von den vor ihnen liegenden stinkenden Sümpfen. In tiefer Finsternis entflieht ihnen der „Schwarze Geist“ und umdünstet die Silberberge. In diesen Giftwassern taumeln verstorbene, böse Angehörige des Indios, die oft im Schilf auf dem Rücken plätschern, ihren schwarzweiß gestreiften Fischbauch zeigen und wie verlassene Kinder weinen, um Menschen und Tiere anzulocken und zu fressen.

Die letzten noch erhaltenen Zähne des Alten schlagen aufeinander. Dann summt sein hohler Kopflaut von neuem. Von den Ahnen der Menschen, von den Hirolayas erzählt er jetzt, von ihrem kindhaften Frieden, ihren segnenden Augen. Der unter der Erde wohnende „Feuergeist“ aber muß sich hin und wieder oben in zischendem Unheil austoben, um dadurch wieder auf lange Zeit Ruhe zu finden. Er geriet damals ob der Stillseligkeit der Hirolayas so in Wut, daß der Waldboden über ihm platzte. Bäume tanzten brennend zum Himmel. Felsblöcke pfiffen wie leuchtende Vögel durch glühende Luft. Hochgeschleuderte Hirolayas fielen geröstet zur Erde zurück, andere entflohen dem hinter ihnen herspringenden Greifbrand. Wenige nur bargen in Steinhöhlen ihr Leben. Sie sind heute so alt wie die Silberberge, die letzten noch erhaltenen Hirolayas.

Die Entkommenen flohen in eine Ebene, fanden nie zurück. Später verbluteten sie unter schwarzen Jaguaren. Lediglich ein junges, weibliches Geschöpf, das sich in der Steppe verirrt und einen Baum gefunden hatte, konnte beim Einbruch der Jaguare in die Krone klettern und, vom Laub lebend, sich vor den Raubtieren und dem Verhungern zugleich schützen. Als die Räuber verschwanden, wurde der Mond einmal groß und wieder klein, ehe sie sich hinunterwagte und fortzog. Am nächsten Tag wanderte sie wieder weit und brach abends wie tot in die verlassene Finsternis. Aus dem Steppengras quoll quälende Sehnsucht: unter heißrotem Schopf zitternde, im Nichts sich auflösende Klage des weißen Jungfernvogels. Da warf sich der „Böse Geist“ auf die Einsame, drückte ihr die Kehle zu. Erstickend konnte sie nicht kämpfen. Angst zuckte durch ihren Leib. Plötzlich stand sie steil zum Himmel, war wach und schlief diese Nacht nicht mehr. Dennoch fühlte sie sich am Morgen kräftig und wanderte weiter. Viele Monate wanderte sie, ohne den immer in ihren Träumen grünenden Wald zu finden. Einmal wurde sie sehr schwach und glücklich. Ihr Leib sprang auf wie ein Quell, Leben sprudelte heraus: Kinder, die dem „Bösen Geist“ ähnelten, der ihr als ein Mann erschienen war. Die Kleinen wurden größer, wild, schnell wie der Strauß und erdachten sich die ersten Holzwaffen. Die Kindeskinder waren noch wilder. Als die Mutter nicht mehr mitwandern konnte, zerquetschte man sie zwischen Steinen. Der junge Stamm wurde ein großes Volk, das endlich neuen Wald entdeckte und das Gift kennen lernte. Mord brachte Krieg untereinander. Später kamen die mit dem Feuergeist im Bunde stehenden Blaßgesichter und begannen die roten Wilden mit Feuerwaffen und Feuerwasser aufzureiben. Einst werden alle vom roten Stamm, auch die bergalten letzten Hirolayas, mit ihrem Wunderwald von den Blaßgesichtern vernichtet sein. Aber der Feuergeist ist falsch, die Stunde der Blaßgesichter wird ebenfalls brennen . . .

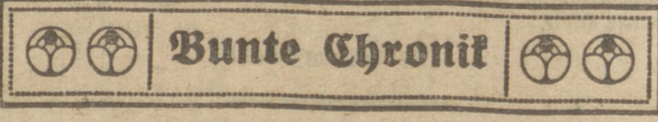
Gelbes spenstert durch lauschendes Düster, weht still über stumm gewordenes Feuer: die geisterweckende Nachtschwalbe der Trope.

Kaum locken Dämmervögel das erste Frühlicht, da paddeln die beiden schon wieder. Nach einigen Stunden zittern die Lippen des Indios: „Ein Hirolaya!“ Über ihnen ragt das Gesicht eines urigen Greises. Große, kindliche Augen strahlen sie an. Den Rücken nach unten baumeln lassend, so hängt der Seltsame wie aus einer anderen Welt im zweigverschleierten Geäst. Die beiden rühren sich nicht, bis der Strom sie weitergetrieben hat.

„Der Blick des alten Hirolaya bleibt in dir!“ sagt die Rothaut: „Du wirst zufrieden werden und — still!“

Eine Steppe bräunt zwischen dem grünen Meer. Der Inido steuert, springt wie ein verräuchertes Skelett, doch unerwartet elastisch, geht mit knackenden Knochen im fahlen Gras unter.

Der Hirolaya war ein Faultier, aber der Jäger hat es gesehen, wie der zu seinem Stamm gehende Indio es sah. Herrliche Entspannung löst nie genossene Empfindungen in dem Rastlosen. Ein Gefühl, endlich zu Hause zu sein, legt ihn in das Baumbett, das ihn in den weltfernen Tag schläfert und tiefer in die anheimelnd wesenden Wälder der Hirolayas wiegt.

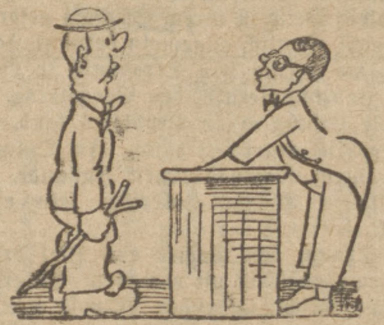


Der Kraftverbrauch der Bienen.

Daß ein in Ruhe befindlicher Mensch erheblich weniger Kraft verbraucht als ein Olympiakämpfer, der gerade einen neuen Weltrekord aufstellt, dürfte jedem Laien einleuchten. Der Energieverbrauch des Menschen ist eben je nach seiner Tätigkeit verschieden. Beispielsweise beträgt er in 24 Stunden bei einem etwa 60 Kilogramm schweren Manne bei völliger Ruhe rrund 1700 Kalorien; bei einem Holzhacker 5000 und bei einem Dauerläufer bis zu 16 000 Kalorien, mithin nahezu das Zehnfache des ersten. Diese Leistungen verschwinden indessen, wenn man sie mit entsprechenden Zahlen einer Biene vergleicht. Bei einer sich reinigenden Biene beträgt der Kraftaufwand, umgerechnet auf 60 Kilogramm, nicht weniger als 108 000 Kalorien, und bei einem fliegenden Insekt dieser Art gar mehr als anderthalb Millionen Kalorien. Der Energieverbrauch einer ruhenden Biene verhält sich zu dem einer fliegenden wie 1 : 1290; während das entsprechende Verhältnis bei dem Menschen im Ruhezustande und einem Läufer nur 1: 10 beträgt. Der gewaltige Kraftverbrauch der Insekten erklärt sich aus der Verbrennung der Glykose, des Hauptnahrungsmittels der Bienen. Nach einigen Stunden Hungerns, wenn von der anfänglich im Magen befindlichen Glykose der Hauptteil verbraucht ist, sinkt auch der Energieaufwand, der nun ausschließlich von dem im Körper aufgespeicherten Hauptnahrungsmittel bestritten werden kann, ganz erheblich und bleibt dann auf einem niedrigen, dem sogenannten Hungerniveau stehen.



Ein ganz Schlauer.



„Ich möchte einen Spiegel.“
„Einen Handspiegel?“
„Nein, einen fürs Gesicht.“

* **Auftrag erfüllt.** „Hast du auf die Motten acht gegeben?“ — „Ja, Mama, ich habe aufgepaßt. Sie sind noch alle da!“

* **Ansichtssache.** „Der Hut ist zu klein.“
„Ausgeschlossen. Ihr Kopf ist zu groß.“

* **Bekanntschaft.** „Kennen Sie Knauth?“
„So gut, daß ich ihn nicht mehr kenne.“

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.